

Predigt über Lk 9, 57-62 (Oculi) Kreuz-Christi-Kirche, 15.03.2020

Liebe Gemeinde!

Unser heutiger Predigttext aus Lukas 9 ist eine Weggeschichte. Jesus ist auf dem Weg, und es begegnen ihm drei Menschen, die seine Nähe suchen. Aber die Nähe Jesu suchen, das würde heißen: Seinen Weg mitgehen. Ihm nachfolgen. Wie ergeht es ihnen damit?

57 Als sie auf dem Wege waren, sprach einer zu Jesus: Ich will dir folgen, wohin du gehst.

58 Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.

59 Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.

60 Er aber sprach zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!

61 Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, dass ich Abschied nehme von denen, die in meinem Hause sind.

62 Jesus aber sprach zu ihm: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.

Diese Weggeschichte endet mit einer Enttäuschung; deshalb muss man sie weder schön noch befriedigend finden. Aber es geht doch gut los, es ist doch schön, wenn jemand sich mit Jesus auf den Weg machen möchte! Jedoch, es scheint nicht einfach zu sein, für keinen der drei, die in der Geschichte vorkommen.

Beim ersten ist es wie eine Warnung: Wer Jesus nachfolgt, der hat keinen sicheren Boden unter den Füßen, keinen Platz, um auszuruhen und es sich gut gehen zu lassen. Nachfolge ist unbequem; sie führt nicht zu dem, was Menschen normalerweise als ein gutes Leben ansehen.

Beim zweiten und beim dritten ist es etwas anders. Wir können die beiden gut verstehen: Sie wollen Jesus nachfolgen, aber nicht sofort. Es gibt Dinge zu tun, für die wir sicher viel Verständnis aufbringen: den eigenen Vater begraben, oder von der Familie Abschied nehmen.

Was hat Jesus da dagegen? Das ist doch nur menschlich. Jesus kann doch nichts Unmenschliches verlangen?!

In der Empörung über diese Aussagen wird oft übersehen, dass Jesus diese beiden nicht verurteilt. Er sagt nur, dass sie mit dieser Einstellung, die sie zu erkennen geben, nicht geeignet sind für die Nachfolge, nicht „geschickt sind für das Reich Gottes“, wie Luther übersetzt.

Es geht nicht um die konkreten, nur zu verständlichen Gründe für ihr Zögern. Es geht um diese Einstellung. Ich übersetze sie mal in Sätze, die uns besser bekannt vorkommen:

„Bald, aber vorher muss ich doch noch...“

„Das mach' ich wenn ich mal Zeit habe“

„Ja toll, das wär was für später, wenn die Kinder aus dem Haus sind, oder im Ruhestand“

Was ist charakteristisch für diese Einstellung? Es ist ein Verhaftetsein im Bisherigen, ein Gebundensein an das was ist. Das was ist, zieht alle Aufmerksamkeit und Kraft des Menschen auf sich. So dass nichts anderes mehr Platz hat, so dass nichts Neues beginnen kann.

Jesus kritisiert nicht die Gefühle um die es hier geht: Die Trauer um den verstorbenen Vater oder die Bindung an die Familie. Ihm geht es darum: Ist ein Mensch für die Zukunft offen, oder ist da schon alles besetzt? Ist ein Mensch offen für Gott, der im Leben einiges durcheinander bringen kann, oder sind die naturwüchsigen Bindungen stärker? Macht sich ein Mensch auf den Weg, weil ihm das Ziel erstrebenswert erscheint, oder bleibt er stehen, weil er nur nach rückwärts schauen kann?

Oculi, Augen heißt dieser Sonntag... Wohin ist unser Blick gerichtet, nach rückwärts auf das was ist und was wir haben, oder auf das, was möglich wäre, was kommen könnte?

Es ist nicht schwer, in der Lage der letzten Wochen diese Frage wiederzuerkennen. Wir Menschen lieben Kontinuität. Solange das, was ist, sich in Ordnung oder zumindest erträglich oder sogar gut anfühlt, so lange halten wir daran fest. Wir alle haben geglaubt und gehofft, wir würden unseren mitteleuropäischen Wohlstands-Alltag trotz Corona-Virus weiterleben können: In die Arbeit gehen, die Kinder und Enkel in der Kita oder in der Schule gut aufgehoben wissen, Sport treiben, ins Stadion gehen, sich verabreden, Fasching feiern, in Urlaub fahren, gerne nach Südtirol.

Was dabei unterging, war der Blick nach vorne. Das Festhalten am Gewohnten hat uns lange daran gehindert, die Folgen zu erkennen.

Nun allerdings gibt es wieder einen gebannten Blick auf das Bisherige und Jetzige. Auch Statistiken können den Blick bannen, und eindringliche Appell vom Chef-Virologen ebenfalls. Jetzt ist Abschottung angesagt, und zuweilen auch vermeintliche Vorsorge auf Kosten anderer. Könnte ja sein, dass das Klopapier ausgeht... Wohl dem, der sonst keine Probleme hat!

Auch jetzt fehlt wieder der Blick nach vorne. Untergangsstimmung macht sich ebenso breit wie das Schimpfen über angeblich fehlende Vorgaben von oben. Alle Welt schaut auf das Leben nur noch durch die Brille der Virologie, obwohl die selber ehrlich genug ist zu sagen, dass sie noch nicht sehr viel weiß. Aber was macht es mit uns, wenn wir unter Menschen nur noch im Modus des Verdachts unterwegs sind, wenn jeder Mitmensch bloß noch als potenzieller Virusüberträger gesehen wird? Denn wir haben es hier nun mal mit Menschen zu tun. Der Aufruf zum Rückzug

ins Private könnte zur Folge haben, dass wir nicht mehr viel von den anderen Menschen um uns herum mitbekommen und jeder nur noch auf sich selbst und seine Familie schaut – sofern er eine hat und dann nicht alleine da steht.

Es reicht auch nicht, Grundbedürfnisse wie Essen und Trinken sowie den Infektionsschutz gewährleistet zu haben. Menschen brauchen in einer Krise mehr zum Leben, nicht nur für ihren Körper, sondern auch für ihren Geist und vor allem für ihre Seele. Dafür ist die Kirche ein guter Ort, und vor allem ist sie ein sichtbares Zeichen dafür, dass der Mensch nicht auf seine Grundbedürfnisse reduziert ist, was leicht dazu führt, dass man sich entsprechend verhält. Aufmerksam zu bleiben für die Not anderer, Solidarität zu üben – das geht alles nicht von selbst und kann auch von Politikern nur sehr bedingt als Bürgerpflicht eingefordert werden. Der Blick nach vorn, der Blick auf das Reich Gottes – das müsste hier bedeuten: Wir halten an Mitmenschlichkeit fest, wir teilen knappe Ressourcen gerecht, und wir treten dem Ungeist entgegen, der in solchen Situationen schnell auftritt, nämlich dem Recht des Stärkeren und dem Ruf nach der Diktatur, in der alles angeblich besser funktioniert.

Die Religion leistet aber noch mehr in solchen Zeiten. Wenn wir unseren Glauben ernst nehmen, dann sind wir in solchen Zeiten nicht allein auf Politiker und Experten angewiesen, sondern wir sind auch jetzt und gerade jetzt in Gottes Hand. Gott ist ansprechbar für unsere Nöte und Ängste, denn er will, dass wir Frieden haben und nicht Leid. Das Gebet, und gerade das gemeinschaftliche Beten im Gottesdienst, ist eine Kraft, die nicht ohne Folgen bleibt. Auch darum ist es gut, dass wir heute hier zusammen sind.

Liebe Gemeinde, die meisten von Ihnen kennen die sogenannte Fastenaktion der Evangelischen Kirche unter dem Titel „7 Wochen ohne“. Wie war das Motto für dieses Jahr gleich wieder? 7 Wochen ohne... Pessimismus! Es war natürlich nicht beabsichtigt, aber das trifft die jetzige Situation wie den Nagel auf den Kopf. Diese Passionszeit, diese sieben Wochen sind mit der Verbreitung des Virus seit den Faschingstagen nun zu einer Zeit geworden, in der es ganz ernst wird mit der Frage nach dem Grund unseres christlichen Glaubens. Und es wird eine Passionszeit, in der wie sonst nie der Betrieb unseres Lebens so heruntergefahren wird, wie es in den stillen und nachdenklichen Zeiten des Kirchenjahres – Advents- und Passionszeit – eigentlich immer sein sollte.

Wenn wir bei den Worten Jesu einhaken und fragen, was das heute heißt: den Blick nach vorne richten aufs Reich Gottes und nicht zurück auf das Bisherige – dann kommen wir genau da an: Nun, wo der Ernst der Lage den meisten bewusst geworden ist, kann man nicht bei Betroffenheit, Rückzug oder gar Verzweiflung stehen bleiben.

Wie es Arndt Brummer in seinem Wort zur Eröffnung der Aktion „7 Wochen ohne“ gesagt hat: „Angst und Sorge sind zentrale Elemente menschlichen Bewusstseins. Sie dürfen aber nicht dominieren und Menschen in Hoffnungslosigkeit fallen lassen. Unser Motto für die Fastenzeit 2020, „Zuversicht! Sieben Wochen ohne Pessimismus“, soll im Sinne Jesu Christi dazu ermuntern, Zukunftsangst und Misstrauen zu überwinden.

Wir möchten dazu ermuntern, auch in schwierigsten Lebensphasen nicht zu übersehen, wie viel Verstand, Mut und Können in uns, in unseren Familien, Freundeskreisen und Gemeinschaften steckt. Mit Zuversicht kann es gelingen, aus Krisen zu lernen und gemeinsam neue Wege zu entdecken.“

Als diese Worte formuliert wurden, war von Corona noch nicht groß die Rede.

Es geht jetzt um Zuversicht, eine begründete Zuversicht, die darauf gründet, dass wir Menschen Gott nicht gleichgültig sind. Das ist etwas anderes, als die Zuversicht, die Regierungen und Politiker verbreiten. Den chinesischen Behörden muss ich nicht abnehmen, dass sie die Seuche angeblich eingedämmt haben; denn meine Hoffnung gründet nicht auf Behörden und Krisenstäbe, sondern auf Gott.

Es geht auch nicht darum, nun schon der Seuche irgendwelche positiven Seiten abzugewinnen, auch wenn man sich vorstellen kann, dass wir später einmal darauf zurückblicken werden mit dem Gefühl, dass unsere Gesellschaft dadurch etwas gelernt hat, zumindest an der einen oder anderen Stelle. Aber das ist nicht jetzt dran. Jetzt gilt es, durch Zuversicht den Zusammenhalt unserer Gesellschaft zu stärken. Es gilt, ein Bewusstsein der Solidarität zu schaffen zwischen denen, die die Infektion wohl leicht wegstecken werden und denen, deren Weg ins Krankenhaus und an die Beatmungsmaschinen führt. Es gilt auch, eine neue Wertschätzung zu entwickeln für Berufsgruppen, die in solchen Situationen ganz besonders gefordert sind und dabei voll im Risiko stehen, selbst zu erkranken.

7 Wochen ohne Pessimismus – das Gegenteil davon ist nicht menschlicher Optimismus oder das gute Gefühl, zu denen zu gehören, die schon davonkommen werden. Das Gegenteil vom Pessimismus ist Zuversicht, die sich auf Gottvertrauen gründet. Denn Gott will, dass wir nach vorne schauen, damit wir nicht in Verlustängsten und Trauer versacken. Das ist es nämlich, was der Glaube in solchen Zeiten leistet: Im Vertrauen auf Gott gewinnen wir Mut, dem Neuen klar entgegen zu sehen, und danach zu handeln. Amen.

Pfarrer Thomas Lotz
(Kreuz-Christi-Kirche Höhenkirchen)